

Märchens erste Liebe.

Skizze von V. Rittweger

Mit Märchen Voltmann ist eine Veränderung vor sich gegangen, eine auffallende Veränderung. Seit einigen Wochen ist er nicht mehr aus dem Gymnasium gekommen mit dem Kragen und dem Schlips in der Tasche, anstatt am Halbe. Auf die Vorwürfe der Mutter hatte Märchen früher stets dieselbe Antwort: Der Krage hat mich gefressen, und ob ich so'n Ding anhab oder nicht, das ist doch höchst egal! Nicht genug, daß Märchen jetzt stets das tragende Ding um seinen Hals duldet, er bemerkt sogar, wenn die Blätter in Krage und Manschetten nicht in tadellosem Zustand abgeliefert hat, und er kann bei Entdeckung eines Fleckchens schelten, als ob er mindestens der Papa wäre. Morgens beim Anziehen überlegt Märchen mit tiefinniger Dentermine, welchen Schlips er wählen soll, und häufig schleicht er sich heimlich an Mamas Toiletentisch und trüffel sich Odeur auf das Taschentuch. Kein Zweifel, Märchen ist eitel geworden. Was alle Ermahnungen seiner liebenden Mutter, alles Schelten des über den unordentlichen Sprößling zornigen Vaters nicht vermocht hatten, dazu hat Libby Steinruds bloßes Dasein genügt. Das heißt, Libby Steinrüd war schon immer dagewesen. Sie war ja in der Stadt aufgewachsen und täglich dem Märchen auf dem Schulweg begegnet. Libby war dem Untersekundar bis vor einigen Wochen so gleichgültig gewesen, wie alle die "bummen Mädels". Er hatte sich schon oft mit männlicher Ueberlegenheit gefragt, wozu der liebe Gott eigentlich diese Art Geschöpfe erschaffen habe. Dann war etwas höchst Wunderbares geschehen.

An einem sonnigen Frühlingmorgen war Märchen wieder einmal nach dem Gymnasium gepilgert. Und da geschah es. Die kleine Libby war allerdings schon konfirmirt und kam allein und sehr eilig ihres Weges. Märchen wollte eben mit recht zur Schau getragener Gleichgültigkeit an ihr vorüberrennen — denn etwa „bedeln“ vor sich einem Mädchen, das gab's nicht — da fiel der kleinen Libby das in Pergamentpapier eingeschlagene Butterbrot zur Erde. Märchen stunkt, eine Sekunde — dann bückte er sich und überreichte mit hochrothem Antlitz Libby das Bäckchen. Sie nahm es mit verlegenem Anitz entgegen und flüsterte kaum hörbar: „Ich danke auch sehr. Und er stand ganz nah bei ihr und sah die dunkelbewimperten großen blauen Augen, die einen so feuchten Glanz hatten, und die zarten, flammigen Wangen, die ebenfalls in höheres Roth getaucht waren, und er umfaßte mit einem Blick das ganze niedliche Persönchen. Dann zog er die Mühe und machte eine Art Verbeugung, als allerdings einer Giebederverkennung ähnlicher sah. Libby knigte ebenfalls wieder, und dann ging jedes seines Weges weiter.

Nach einigen Schritten drehte Märchen sich um und — sonderbar, höchst sonderbar — Libby that gerade dasselbe. Blyschnell streiften sich die Blicke, die Köpfe wurden noch röther, und dann war's geschehen: Märchen hatte in dieser Sekunde ergründet, zu welchem Zwecke die „kleinen Mädels“ auf der Welt sind. „Und von diesem Frühlingmorgen an wurde Märchen eitel, legte ungeheuren Werth auf seinen Anzug, ging heimlich an Mamas Odeurfläschchen.

Dem entscheidenden Augenblick folgte eine herrliche Zeit! Als Märchen am anderen Morgen Libby von Weitem sah, da begann sein junges Herz hümmelnd zu klopfen, und als er ganz nahe war, zog er ehrfurchtsvoll seine Mühe. Und Libby, hold erröthend, dankte wieder mit einem zierlichen Anitz. Aber heute war sie nicht allein. An jeder Seite hatte sie eine Freundin, und die beiden waren so erstaunt über Märchens Gruß, daß ihnen der Mund offen stehen blieb und sie erst die Sprache wiederfanden, als Märchen vorbei war. Märchen drehte sich auch heute nochmal nach Libby um, aber sie that es nicht. Natürlich nicht, sie war ja nicht allein. Doch er war auch so zufrieden, es sah so hübsch aus, wie der dicke blonde Jopf auf ihrem Rücken hin und her wendelte. Ein reizendes Gesicht trug sicher die Erde nicht!

Am Nachmittag, es war Mittwoch, lehnte Märchen eine Aufforderung seines besten Freundes zu einem „Erbummel“ unter dem Vorwand nothwendigen „Büffels“ ab und wanderte nachher ganz allein nach der Straße, in der ihre Eltern wohnten. Dort ging er wohl zehnmal auf dem Haus gegenüberliegenden Bürgersteig auf und ab, schau wie ein Verbrecher nach dem Fenster spähend. Und welches Glück! „Sie“ wurde sichtbar, „er“ grüßte und „sie“ dankte! Trunken vor Seligkeit machte sich Märchen auf dem Heimweg.

So blieb es nun eine ganze lange Zeit. Bis die Tanzstunde näher rückte. Noch kurz vorher, ehe das schicksalsschwere Butterbrot an jenem Frühlingmorgen zur Erde gefallen, hatte Märchen seiner Mutter, so oft die Rede darauf kam, mit dem Brustum der Ueberzeugung versichert, er denke nicht daran, die Tanzstunde mitzumachen. Er verachte solche „Albernheiten“, und man könne auch ein ganzer Keck sein ohne „das Gehülpe“. Nunmehr begann er eines Abends in der

Dämmerung mit etwas unsicherer Stimme: Mama, man muß sich jetzt zur Tanzstunde anmelden. Ich habe mich entschlossen, doch mitzumachen, da ihr so sehr dafür seid. Die Mama lächelte heimlich, und laut sagte sie: Was für ein guter Junge du bist, Märchen, daß du ein solches Opfer bringen willst. Aber unferntwegen lege dir keinen Zwang auf. Wenn du nur ordentlich lernst, dann sind Papa und ich schon zufrieden.

Gott ja, aber einmal muß es doch sein, und in der Prima fällt es viel schwerer, die Zeit herauszubringen. Na, we, a's sein muß, Kind, dann will ich mit Papa sprechen.

Und Mama sprach mit Papa, und bei diesem Gespräch lachten die Eltern herzlich, und dann sprach der Vater mit Märchens Klassenlehrer, und eines Morgens beim Kaffeewasch er die Bemerkung hin: Hör, Junge, ich hab mit Doktor Lüders gesprochen. Er hat nichts gegen die Tanzstunde einzuwenden. Er meine, es sei besser, alle Kinderkrankheiten vor der Prima abzumachen.

Märchen war so glücklich, daß er die „Kinderkrankheiten“ hübschweigend in Kauf nahm. An demselben Tag noch bestellte er sich Visitenkarten und ließ angeltelte nach Empfang eine halbe Stunde mit dem Patefischen, das sein Jahrsfingerring darstellte. Durch eine der Karten, die in modernster Schrift die wichtigsten Worte enthielten: Max Voltmann, Untersekundar, bewirkte er nunmehr die Anmeldung zur Tanzstunde. Eine zweite diente höherem Zweck. Vermittelt dieser zweiten Karte „engagierte“ Märchen in höflichen Worten Fräulein Libby Steinrüd zur Tanzstunde. So war es Brauch und Sitte in der Stadt. Jeder Penndler, der etwas auf sich hielt, sorgte bereits vor Beginn des Kurses dafür, daß er eine von den „guten“ Damen bekam, um nicht etwa nachher mit dem „Schund“ vorlieb nehmen zu müssen. Daß aber Libby die hervorragendste Dame der ganzen Tanzstunde sein würde, das stand bei Märchen fest. Walter Friedberg hielt zwar Anreden Hammer für die hübscheste, Otto Lang behauptete, Wally Kohlmann sei entschieden der „Star“ des diesjährigen Kurses, aber Märchen wußte es besser. Er richtete also die Karte mit der schicksalsschweren Frage an Fräulein Libby Steinrüd, Hochwohlgeboren, und vertraute sie mit einigem Herzflopfen der deutschen Reichspost an.

Mit wendender Post lagen denn auch ein zarter, kaum drei Centimeter hoher, zwölf Centimeter langer Briefumschlag an, der in zierlicher Steilschrift an Herrn Untersekundar Max Voltmann adressirt war. Dieser Umschlag enthielt eine entzückende elfenbeinfarbene Visitenkarte von denselben Maßen, und unter dem geschönten Namen stand da in derselben zierlichen Steilschrift zu lesen: „beehrt sich, Ihnen ergebend mitzutheilen, daß sie das freundschaftliche Engagement gern annimmt.“

Ihr Götter, welche Seligkeit! Märchen — beläufig bemerkt, wird Märchen in letzter Zeit unangenehm, wenn jemand ihn also anredet. Nur die Mutter darf's noch wagen, das zärtliche Diminutiv zu gebrauchen, vorausgesetzt, daß Niemand dabei ist. Sie ist auch gar so lieb jetzt, die Mutter, sie hört ihm immer wieder geduldig zu, wenn er ihr von Libby erzählt, und sie bringt ihm sogar den Walterschrift bei, den er anfänglich gar nicht begreifen kann. Als der große Tag da ist, der Tag der Vorstellung, da ist Märchen bereits ein ganz starrer Tänzer.

O, diese Vorstellung! Zitternd vor Erregung steht Märchen ihr gegenüber; endlich ist der große Augenblick gekommen, da er es wagen darf, das erste Wort an sie zu richten. Die Musik stimmt den ersten Tanz an. Jaghaft schreitet Märchen auf Libby zu, um nach tiefer, tadelloser Verbeugung ihre Hand in der seinen zu fühlen und sie in die Reihe zu führen. Der erste Tanz sowie sämtliche françaiseis und Quadrillen gehören dem Herrn, der sich seine Dame gesichert hat.

Nun steht Märchen, nachdem die erste Runde vorüber, neben ihr und darf sie unterhalten. Entschuldig, daß ihm eben nichts Rechtes einfallen will! Da entdedt er zum Glück eine Rose an ihrem Gürtel und die hilft ihm auf die Sprünge. O, die schöne Rose! Sie lieben wohl Rosen sehr? so flottet er heraus. Worauf Libby mit holdem Lächeln und lieblichem Erörthen: „O ja, sehr, alle Blumen. Sie sind so süß!“ Nun ist das Eis gebrochen, die Befangenheit verliert sich, und bald schwagt das Mädchen lustig drauf los.

Woche reißt sich an Woche. Märchen Voltmann ist wie im Himmel, und es gibt für ihn nur einen Engel in diesem Himmel: Libby. Selbst den langen Müller, der sich als Primaner einbildet, die erste Rolle zu spielen, und der ihm Libby gern abgetropft hätte, schneidet sie gänzlich. Ihr Blick sucht beim Eintritt in den Saal immer nur ihn, Märchen.

Doch alle Zeit vergeht. Die Tanzstunde ist zu Ende, nur noch der Schlussball, dann kommt Libby in Pension. Für ein halbes Jahr nur, nach Berlin zu einer Tante, zum letzten Schluß. Als ob sie noch Schluß nötig hätte! Der Schlussball steht schon etwas unter dem Zeichen der Trennung. Libby ist gar nicht so lustig wie sonst, und Märchen kämpft wahrhaftig auf dem Heimweg mit höchst unmanntlichen Thränen,

trogdem er die ganze Brust voll Costillonorden hat, von ihr allein sechs Stück.

Libbys Eltern gehen heimwärts ein paar Schritte hinter dem Mädchen, und Frau Steinrüd meint beläufig zu ihrem Mann: Gut, daß die kleine nun fort geht. Es war ja eine hübsche Zeit, aber solche Dummheiten müssen einmal ein Ende nehmen.

An der Hausthür noch ein letzter Händedruck — Worte findet Märchen nicht mehr —, dann die Verabschiedung von den Eltern, und es ist vorbei. Noch eine Fensterpromenade am folgenden Tag, die letzte, denn wieder einen Tag später reißt Libby ab, grade zu einer Zeit, da Märchen auf der Schulbank sitzt.

Die Stadt erscheint Märchen seit Libbys Abreise völlig verödet. Die Straße, in der er so oft sehnüchlichen Blickes auf und ab gewandert, meidet er nun ängstlich. Eine Zeit lang sieht er ganz blaß aus und hat keinen rechten Appetit, dann aber siegen Jugend und Gesundheit über die trauhafte Stimmung. Es gibt auch ordentlich zu hüpfeln; die Tanzstunde hat viel gekostet. Soviel Muße, um ab und zu Verse zu schmieden mit den ungewöhnlichen Reimen Liebe und Triebe, Herz und Schmerz, Sonne und Wolke, bleibt jedoch immer noch.

Die Zeit vergeht. Morgen kommt sie wieder. Frey Anders, der es ganz bestimmt von seiner Schwester weiß, hat es Märchen verrathen. Märchen ist in unbeschreiblicher Aufregung. Zum Glück ist er schulfrei zu der Stunde ihrer Antunft. So kann er an der Bahn sein. Auf dem Wege kehrt er erst in einer Gärtnerei ein und ersticht einen kleinen Weidenstrauch. Weiden sind ihre Lieblingsblumen, und sie sollen ihr sagen, daß seine Gefühle noch dieselben sind. Zitternd vor freubiger Erwartung steht Märchen etwas im Hintergrunde des Bahnhofs. Er will noch nicht von Libbys Eltern gesehen sein. Nachher wird sich schon alles finden, nach der ersten Begrüßung. Jetzt fährt der Zug in die Halle, jetzt hält er. Das übliche Drängen und Treiben. Märchens Auge schwieft suchend an der Wagenteihe entlang. Dort stehen ihre Eltern, und jetzt — aber nein, das ist nicht möglich! Diese schlank große junge Dame mit dem hochgestrichelten Haar unter dem hübsch geschlagenen Hut, mit einem Netzfingerring in der Hand, das ist doch nicht Libby, seine Libby! Das ist jemand ganz Fremdes. Sie lacht und schwagt laut und lustig mit ihren Eltern und Freundinnen, und dann setzt sich die Gruppe in Bewegung, und Märchen drückt sich schein zur Seite, als sie näher kommen. Er möchte davonlaufen und bleibt doch stehen und hört, wie Suse fragt: Von wem ist denn das prachtvolle Bouquet? und wie Libby antwortet: Afferor Möhring hat's mir zum Abschied gebracht, er war fast täglich bei uns im Haus!

Da fällt Libbys Blick grade auf Märchen; der reißt die Mühe ab, und Libby stutzt einen Augenblick, als wenn sie sich auf etwas befänne. Dann dankt sie lächelnd, etwas spöttlich lächelnd, wie es ihm scheint, und er liest es auf ihrem Antlitz, daß sie denkt: Ach, das ist ja Märchen, Märchen Voltmann. Und dann ist sie vorbei. Märchen steht eine Weile ganz starr, wie gelähmt, und schaut ihr nach. Das ist nicht mehr Libby, seine Libby, die dort geht. Das ist eine Dame, eine fertige Dame; und er — ach, er ist immer nur noch das Mädchen!

Und Märchen gedrückt die Weichen in seiner Hand und schleudert sie in weitem Bogen von sich. Dann läuft er hinaus in den Wald, ganz allein, er könnte keinem Menschen jetzt vor die Augen treten, nicht einmal der guten Mutter. Unter den grünen Bäumen wirft er sich in das Moos und schluchzt und schluchzt, als wollte das Herz brechen und schwört Haß dem ganzen falschen weiblichen Geschlecht.

Von dieser Stunde an ist Märchen Weiberfeind. Auf wie lange, das muß die Zukunft lehren.

Dankschreiben der Familie Richard Wagner's. In Baltimore's herrlichem „Druid-Gill Park“ erhebt sich betänlich seit Kurzem auf statlichem Postament die schöne Büste Richard Wagner's, welche die deutschen Sängler Baltimore's auf dem Bundesfestungsfest in Brooklyn: als Siegespreis errangen. Einen Bericht über die schöne Einweihungsfeier fand der Baltimoreer Musikprofessor Vollbradt, der in Bayreuth bekannt ist, dorthin an die Familie Wagner; und er hat folgende Antwort erhalten: „Prof. J. C. Vollbradt, Baltimore. Sehr geehrter Herr! Empfangen Sie den verbindlichsten Dank für die meiner Mutter erwiesene Aufmerksamkeit durch die Zusendung des Berichtes aus dem „Deutschen Correspondenten“ von der schönen bedeutenden Feier, welche in Baltimore stattgefunden. Es war das Erste, was wir darüber hörten, und wir sind Ihnen für die lebenswichtige Mittheilung sehr dankbar. Gerne hätte Ihnen, sehr geehrter Herr, meine Mutter dieses selber ausgesprochen, doch ist sie seit einiger Zeit leidend und am Schreiben verhindert. Sie bittet mich, Sie ihrer herzlichsten Erkenntlichkeit zu versichern, und ich füge derselben den Ausdruck meiner verbindlichsten Hochachtung bei. Eva Wagner. Bayreuth, den 18. Oktober 1901.“

Die Wache.

Von D. Sangiacomo.

Ich zog mit großem Enthusiasmus zum ersten Male auf Wache; mit siebzehn Jahren ist man auch als Soldat noch ein halbes Kind; jeder einfaches Vorfall nimmt eine riesige Bedeutung an; das Leben bietet in diesem Alter noch so viele Geheimnisse dar! Ich hatte eine halbe Stunde gebraucht, um die Patronentasche zu puzen, die Knöpfe des Waffenrockes blühten wie Silber, der Stern des Käppis strahlte in der Sonne wie eine leuchtende Scheibe; wenn ich auf dem Wege zu Ebra gewesen wäre, hätte ich nicht mehr Sorgfalt auf meine Uniform verwenden können.

Ich war untadelhaft. In der Mannschaftsstube, wo ich mir nach der zweiten Mahlzeit noch einmal den schneeweißen Lebergürtel putzte, ging ich im Geiste alle Paragraphen der Dienstvorschrift über die Pflichten der Schilbwache durch. „Mein Gott, wie zahlreich sind diese Pflichten!“

Der neben mir stehende Catapane sagte: „Heute Abend haben wir Leichenwache.“

„Wer ist denn gestorben?“

„Wer gestorben ist? Nun, das weiß doch wohl die ganze Kaserne!“

Ich sah ihn erstaunt an; ich wußte von nichts.

Nun erzählte mir Catapane, daß sich am Morgen, während die Soldaten auf dem Exercierplatz waren, der Zahlmeister Giacometti durch einen Karabinerschuß ins Herz getroffen habe.

„Giacometti? Der schöne, große, junge Mann mit dem blonden Schnurrbart, der erst Ende des Monats befördert wurde?“

„Derselbe. Stelle Dir vor, ich hatte Kasernendienst und legte gerade die Treppe des Bureaus, als plötzlich von dem kleinen Korridor auf der rechten Seite des Gebäudes ein Flintenschuß ertönt. Was war geschehen? In einem Augenblick war der Korridor voller Leute; Schreiber, Ordnonnanz, Feldwebel, sogar der Bataillons-Adjutant stürzten auf den Fuß; aber es war nichts zu sehen; während indessen alle anderen Thüren weit aufgerissen waren, war die Giacometti's von innen verschlossen. Der Schuß war von dort her gekommen. Bisolini, der Zahlmeister des dritten Bataillons, stürzte auf die Thür zu und rufte angstvoll: „Giacometti! ... Giacometti! ... Giulio ...“

Aber die Thür war fest verschlossen und Giacometti antwortet nicht; als man das Ohr an das Schlüsselloch legte, hörte man ein leises Köcheln, ein unverständliches Murmeln, dann nichts weiter.

Der Adjutant sagte zu mir: „Holen Sie den Schloffer.“ Ich stellte drei Besen in eine Ecke und sprang, immer vier Stufen auf einmal, die Treppe hinab. Auf dem Hofe fand ich den Offizier der Wache ganz bestürzt über den Schuß, dessen Grund er nicht wußte.

„Es ist oben ... im Bureau,“ sagte ich ihm, „der Zahlmeister hat sich erschossen.“

Ich eilte zum Schloffer.

Als ich mit diesem wieder heraufkam, brauchte man ihn nicht mehr; die Thür war irgendwo geöffnet worden und die Stube des armen Giacometti war voller Leute. Er lag todtenbläß auf dem Bette, die großen weit aufgerissenen blauen Augen schienen nach der Thür zu blicken; man hatte ihm die leinene Zoppel und die wollene Weste ausgezogen; auf der weißen Brust, nahe dem Herzen befand sich ein kleines schwarzes Loch und ein paar schwarze Blutstropfen; ich sah es nur einen Augenblick und stürzte gleich fort; es machte mir einen solchen Eindruck, daß ich kein Wort herausbringen konnte.

Auf der Treppe, wo ich meinen Besen wieder zur Hand nahm, sah ich den Stabsarzt mühsam heraufsteigen, mit seinem tiefen Hauch.

„Wo ist er?“ fragte er mich.

„Dort!“ — und ich zeigte ihm den Weg.

Natürlich kam der Doktor zu spät, der arme Giacometti war tot; Herz und Puls schlugen nicht mehr. Dicht beim Bette lehnte in einer Ecke das Gewehr, dessen er sich bedient hatte.

„Aber — was für ein Grund mag er gehabt haben?“ fragte ich lebhaft erregt.

„Hm! Wer kann das wissen! ... Nachdem der Arzt eingetreten war, haben sie mir natürlich die Thür vor der Nase zugemacht und damit war die Geschichte aus. Aber Eins muß ich Dir noch sagen: Heute Nacht müssen wir Wache bei ihm halten. Hast Du Angst?“

„Angst?“ — Dabei sah ich ihm stolz ins Gesicht und dieser Blick sollte sagen: Ich bin freiwilliger, und das genügt. Catapane redete ruhig seine Pfeife an und sagte: „Ich wache aber doch lieber bei einem Oberen als zwei Lebendigen; man weiß manchmal nicht ... die Leute erzählen so vielerlei ...“

Die ersten beiden Stunden wurde ich als Schilbwache vor die Kasernenwache gestellt; die Zeit ging schnell genug vorüber.

Glücklich auf der Straße athmeten sie Alle wie von einem Alp befreit auf, brühten das Käppi tiefer auf die Stirn und verlangsamten ihren Gang, die Linke stolz auf den Säbelgriff gestützt, Beim Vorübergehen lächelten ihnen die Gevatterinnen unter den Labentühren zu: diese fröhliche Jugend strömte wie eine frische Lebenswelle in die Straßen, die Wirthshäuser und Cafes, überall ein heiteres, geräuschvolles Lachen, einen frischen Hauch lustiger Jugend verbreitend. Vom Marktplatz aus ergoß sich die Fluth in hundert kleine Ströme, theilte sich in hundert kleine Gruppen. Einige Soldaten blieben vor den Seiltänzerbuden stehen und betrachteten stundenlang mit aufgesperrtem Munde die Plakate; ab und zu riskirte Einer oder der Andere zwei Solbi und trat ein.

Ich sah sie mit zurückgeschobenem Käppi und triumphirender Miene wieder herauskommen und erblickte auf dem Balkon zur Linken die beiden eleganten Profile der Fräulein Galli, der schönen Töchter des Oberleutnants, die mich bis in meine Träume verfolgten, obgleich sie in Wirklichkeit keine Ahnung von meiner Existenz hatten. Auf das Gewehr gestützt, mit dem aufgesetzten Säbelbajonett, das in der untergehenden Sonne blühte, würde ich meinen Schildwachposten für das Gold der ganzen Welt nicht hingeben haben. Ich fühlte, daß ich etwas vorstellte; mir war, als ob das Vertrauen des ganzen Heeres auf mir ruhte und die Verantwortlichkeit der ganzen Kaserne auf meinen Schultern lastete.

Die beiden Stunden vergingen in blitzartiger Schnelle; dann wurde ich abgelöst und zum Zapfenstreich in Reich und Giebel gestellt. Als wir auseinandergegangen waren und ich mich am Ofen erwärmte, betrat Proccesi fluchend das Nachtschlaf, stellte sein Gewehr auf den Ständer, drängte sich zwischen uns und brummte, ganz blaß, vor sich hin:

„Ich halte keine Leichenwache mehr!“

„Eh! Warum denn nicht?“ fragte ich zu ihm.

„Aber Proccesi hüßte sich in stolzes Schweigen; er war noch leichenbläß und hatte einen ganz verfürten Blick. Die Anderen verhöhnhten ihn und suchten auf alle nur mögliche Art zu errathen, was er gesehen habe.“

Im Mitternacht kam ich heran; wir stiegen mit dem Korporal die beinahe dunklen Treppen zum Bureau hinauf und betreten, das Gewehr im Arm, den Korridor. Giacometti's Zimmer stand offen und warf auf die gegenüberliegende Wand ein Dreieck röthlichen Lichtes; ein anderes Licht brannte auf der entgegengesetzten Wand und verlängerte die Schatten; es herrschte eine Grabesstille. Der Korporal ließ mich neben Pieroni treten, der mir die Instruktion wiederholte und abtrat; dann gingen Beide davon, während ein düster hallendes Echo ihre Schritte begleitete.

Ich blieb allein zurück.

Was ich empfand, weiß ich kaum zu beschreiben. Zuerst lehnte ich mich an die Wand und hatte nicht den Muth, in das Zimmer zu gehen; das Dreieck röthlichen Lichtes war von einem unheimlichen Schatten unterbrochen, dessen Umriß man nicht ganz erkannte; aber beim Aufklappen der kleinen Flammen vergrößerten sich diese Schatten in drohender Weise und vermischten sich mit dem meinigen, als ob sie ihn umgarnen wollten.

Allmählich legte mir der Muth zu, die Keugler wuchs. Ein tiefes Gefühl von Mitleid für den schönen todtten Jüngling überkam mich, für dieses Opfer des Geschicks, das dort vor mir lag und am getrigen Tage noch voller Leben und Kraft gewesen war. Und ich betrachtete ihn.

Seine Brust war noch unbedeckt, und ein rundes Loch in der Käse des Herzens ließ das reine Weiß seiner Haut nur um so deutlicher hervortreten; aber die großen, blauen Augen waren für immer geschlossen und der blaue Kopf ruhte auf dem Kissen mit der Schwere des ewigen Schlafes. Armer Junge! ...

Ich hatte schon einen Schritt in das Zimmer gethan; der Tod löb einen unheimlichen Zauber aus; ich fühlte mich unwiderstehlich nach dem Bette hingezogen; er schien mir unmöglich, daß er todt sei; vielleicht schlief er nur. Ein paar rasch vorüberziehende Schatten wanderten hier und da dem blaffen Antlitz einen Schein von Leben, der mich erblühen ließ; dennoch trat ich näher, verstopfen wie ein Dieb, angezogen von der krankhaften Keugier des Kindes, das Alles sehen, Alles wissen möchte.

Ich putzte das Licht, das trübe brannte, und sofort beleuchtete ein hellerer Schein die marmorne Blässe dieser fein geschnittenen Züge. Ich dachte an seine arme Mutter, an seine armen Schwwestern; an der rechten Wand hing in einem vergoldeten Rahmen eine große Photographie, eine Familiengruppe, aus der seine Gestalt hervorrage. Armer Junge, armer Junge! ...

Warum hatte er sich nur getödtet? ... Ich sah in Gedanken die namenlose Verzweiflung der armen alten Frau, die seiner Mutter so ähnlich war, und ein schmerzhaftes Schluchzen stieg mir in die Kehle auf; es schien mir, als ob alle diese Porträts es mit ansehen, leise zu mir sprächen, mit Thränen in den Augen und Thränen in der Stim-

me, die alle in der einen traurigen Frage zusammenklangen?

„Warum? ... Warum? ...“

Nicht das geringste Zeichen, nicht die kleinste Spur. Giacometti war ein tüchtiger junger Mensch gewesen, in geordneten Verhältnissen, von Allen geliebt und geachtet; in seinem einfachen Zimmer herrschte ein Hauch von Frieden, die Ordnung eines wohlgezogenen Jünglings mit ruhigen Gewohnheiten. Das Geheimniß lag dort in jenem marmornen Antlitz mit dem Profil einer griechischen Gemme, in jenen farblosen Lippen, die zu einem traurigen Lächeln verzogen waren. Am Ringfinger der linken Hand glänzte ein schmaler, goldener Reif; vielleicht eine Erinnerung an seine Mutter ... Dann hatte er sich wohl aus Liebe getödtet, um einer jener gigantischen, unmöglichen Lebensschancen willen, die eine Erstlingszerkmettern. Und wer war die Göttin? ... Es hing kein Frauenbildniß an der Wand, kein Brief lag auf dem Schreibtisch. Ich erging mich in Vermuthungen und betrachtete eingehend den armen Giulio, ihn mit Bildern befragend. Mit einem Male sah ich etwas Dunkles zwischen dem Kopfkissen und dem Laken hervorschimmern, einen schmalen, schwarzen, goldgeränderten Streifen.

Beim genauem Hinsehen erkannte ich, daß es eine Kabinetsphotographie war, die unter dem Kopfkissen hervorsah.

Hier war das Geheimniß verborgen. Ich vermochte meine Neugierde nicht zu beherrschen; dies Geheimniß gehörte mir nicht; der arme Tochte hatte es mit sich nehmen, in seiner Gruff mit begraben lassen wollen; aber mir kam auf der Gedanke, daß am morgenden Tage die Photographie Allen in die Hände fallen würde, und es erschien mir als ein gutes Werk, sie den neugierigen Blicken gleichgiltiger Leute zu entziehen. Ich nahm sie und betrachtete sie ... das Blut schlug mir in den Kopf, das Herz schlug mir zum Zerspringen und das Bild wäre mir fast aus der Hand gefallen. Sie war es, die schöne Marie Galli, die Tochter des Oberleutnants mit ihrem griechischen Köpfchen, ihrem göttlichen Lächeln ...

Schritte näherten sich der Treppe; ich hede das Bild in die Tasche und küßte den Todten auf die bleiche Stirn. „Lebewohl, armer Giulio! Du hast geliebt wie ein Dichter und Niemand verstand Dich! ...“ Es schien mir, als ob von diesen Lippen ein Hauch ausginge, als ob der Todte mir ganz leise in's Ohr flüsterte:

„Dant, mein Bruder!“

Ueber einen Aberglauben Kaiser Wilhelm's I. berichtet Professor Delbrück in den „Preuß. Jahrbüchern“ in seinen Erinnerungen an die Kaiserin Friedrich. Delbrück schreibt unter Anderem: Es giebt betänlich viele sonst hochintelligente Menschen, die doch irgend einem kleinen Aberglauben in bestimmten Zahlen, Tagen oder Vorzeichen huldbigen. Die Kaiserin Friedrich war völlig frei davon, obgleich sie, wie sie erzählt, einmal etwas erlebt hatte, was einen Menschen, der sonst dazu geneigt sei, wohl hätte abergläubig machen können. Als sie ihren dritten Prinzen geboren hatte, fragte der Kronprinz beim König an, wie er ihn nennen solle. König Wilhelm erwiderte, es sei ihm gleich, nur den Namen Ferdinand möge er nicht, der habe dem Hause kein Glück gebracht. Die kronprinzlichen Herrschaften beschloßen, den Sohn Sigismund zu nennen. Da geschah es, daß der Hofprediger bei der Taufe statt Sigismund Ferdinand sagte. Der König sah seinen Sohn vorwurfsvoll an; es schien ja, als ob er ihm absichtlich diesen Vor angethan hätte. Die Sache mußte aufgeklärt werden; das Merkwürdige war, daß nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, daß der Prinz nicht Ferdinand heißen solle, und eben deshalb in den Irrthum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, daß er sich gerade mit diesem Namen verproben. Aber, so fügt Delbrück hinzu, das Wort König Wilhelm's ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist, zwei Jahre alt, im Jahre 1866 während des Krieges gestorben.

Ein Zwiegespräch. Eine lustige Geschichte von seinem Aufsehen in St. Petersburg im Jahre 1891, wärend dessen er auch vor dem Zaren Alexander III. und seiner Familie auftrat, erzählt Frederic Fèvre im „Gaulois“: Ein Franzose, der des Morgens ankommen war, besudt Abends das Promenadenkonzert des Wintergartens, und da seine Cigarre ausgegangen ist, bittet er einen vorübergehenden Offizier um Feuer. Der Offizier zögert einen Augenblick, reicht dann dem Franzosen seine Cigarre, und während dieser einen Funken daraus zieht, fragt er den Franzosen lächelnd: „Sie sind ein Franzose, mein Herr?“ „Nein, doch ... aus Toulouse!“ „Sie kommen zum ersten Mal durch Rußland?“ „Ja, mein Herr.“ „Dann kann ich mir freilich erklären, daß Sie den großen Herrn in Uniform, der bei mir stand, als Sie mich um Feuer baten, nicht begrüßt haben!“ „Der große Herr! ... Ich habe nicht Acht gegeben ... Wer war es denn?“ „Dieser Herr,“ sagte der Offizier und nahm endlich seine erlöschene Cigarre zurück, „das ist der Kaiser!“ „Sind Sie dessen ganz sicher?“ „Um so sicherer, als es mein Vater ist ...“